

Martin Tschechne

Ich bin Rentner. Ich pflege meine Mutter

Wie der demografische Wandel den Generationenvertrag verändert

Das Staunen war der Frau anzuhören. Ein Abend im Saal einer Hamburger Bürgervereinigung; die Referenten auf dem Podium hatten Argumente ausgetauscht und Positionen verteidigt – da erhob sie sich im Parkett und fasste die ganze Not, die ganze Statistik ihrer Situation in einer sehr einfachen Aussage zusammen: Es habe wohl keine Generation vor ihrer eigenen gegeben, sagte sie, und sie war selbst schon im Rentenalter, die so alte Eltern hatte.

Der demografische Wandel formuliert lauter Gleichungen von solch alarmierender Schlichtheit: Wenn immer weniger Kinder geboren werden, dann wird es proportional immer mehr Alte geben. Wenn der Fortschritt der Medizin, wenn Krankenversicherung, bessere Ernährung, Schutz vor Unfällen, Freiheit von Krieg und eine gesundheitsbewusste Lebensführung die Menschen vor Krankheit und Unglück bewahrt, dann leben sie länger. Erreichen in immer größerer Zahl ein Alter, das früher als biblisch galt und als seltene Ausnahme bestaunt wurde. Fast alle Bevölkerungsstatistiker prognostizieren: Jedes zweite Mädchen, das heute in Mitteleuropa geboren wird, wird einmal 100 Jahre alt. Die männliche Bevölkerung hat eine etwas geringere Lebenserwartung; sie holt aber auf.

Die Frau im Saal des Bürgerforums indes kämpfte mit den Tränen. Das Alter, so erlebe sie es jeden Tag in ihrem eigenen Hause, sei nichts als Bürde und Qual. Die alten Eltern fielen zurück in den Zustand von Kleinkindern, die gefüttert und gewandelt werden müssen. Und sie selbst, die gelernt habe, das Wort »Ruhestand« immer mit dem Beiwort »wohlverdient« zu verstehen – sie selbst habe Pflegedienste zu leisten an Menschen, die einmal Autori-

täten und Vorbilder für sie waren und nun im Dämmerzustand der Demenz leben. Der Vater erkenne die eigene Tochter nicht mehr.

Für die Statistik ist es nur eine Zahl: Zwei Drittel aller pflegebedürftigen Menschen in Deutschland werden in ihrer eigenen Familie versorgt. Dabei ist die schwere Arbeit selbst gar nicht das vordringliche Problem. Nicht bei der Frau jedenfalls, in deren Augen sich das ganze Gefüge der Pflichten und Zuständigkeiten zwischen den Generationen verschoben hatte. Es ist diese Ungewissheit: Wie begegnet man einem Vater, der nur noch leer vor sich hin starrt und den Löffel nicht mehr halten kann? Mit Respekt, Mitleid, Achselzucken oder gar Ekel? Und was tun mit einer Mutter, die einmal gütig und klug gewesen ist und jetzt nächtelang durch die Wohnung irrt, weil sie sich von bösen Mächten verfolgt fühlt? Nicht ansprechbar, aber voller Panik. Was passiert also, wenn Kinder eines Tages die Verantwortung für ihre sehr alt gewordenen Eltern übernehmen müssen?

Gleich erhoben sich andere und sagten: Wir tun das auch. Wir pflegen und betreuen andere Menschen. Wir bringen ihnen das Essen, lesen ihnen etwas vor, kümmern uns um die täglichen Besorgungen. Und wir tun es aus Überzeugung und gern. Wir sehen uns nämlich als Rentner in einer ganz neuen Rolle: in der Rolle derer, die das reguläre Berufsleben hinter sich haben, die mehr oder minder auskömmlich versorgt sind und nun erstens die Zeit, zweitens die Energie und drittens – vor allem – die Reife und die Demut dazu haben, uns nützlich zu machen. Uns erkenntlich zu zeigen für eine Gemeinschaft, die uns so weit gebracht hat. Und die uns auch heute ein Netz der Sicherheit bietet.

Dies war ein anrührender Moment der Veranstaltung. Lauter ältere Menschen, die aufstanden und verkündeten: Wir tun was, schon lange und ohne großes Getöse. Weil wir sehen, dass es getan werden muss.

Wer heute das Rentenalter erreicht, der ist in den allermeisten Fällen fit und frisch – und nebenbei: auch tatendurstig und verantwortungsbereit, wie es in der eigenen

Die »geschenkten Jahre« leicht 50 war. Nur dass der eben mitten im Erwerbsleben stand. Von »geschenkten Jahren« spricht die demografische Forschung. Allerdings können auch Sozialwissenschaftler, Mediziner und Psychologen nicht sagen, welche Jahre es denn nun sind, die einem da geschenkt werden. Ist es die verlängerte Jugend? Die schier endlos gestreckte Zeit von Ausbildung und Bewährung? Oder die so genannte »Rushhour des Lebens«, in der die Wünsche nach Familie und Karriere einander die Wege versperren? Man könnte sich umhören. Aber vermutlich wird kein Betroffener in alledem ein Geschenk erkennen.

Es sind wohl eher die Jahre zwischen 60 und 80, in denen sich noch etwas anfangen lässt – sei es im Dauerurlaub auf einem Kreuzfahrtschiff, um die Ersparnisse klein zu kriegen, oder in der Orientierung auf ein neues Ziel im Leben. Sich endlich mal um andere zu kümmern. Sich als Mensch unter Menschen zu bewegen, frei von Karrieredenken, Habenwollen und Profilierungsgedrange. Oder zu erkennen, dass auch im Geben und Weitergeben Sinn und Befriedigung liegen.

Was an darüber hinaus gewonnenen Jahren als Geschenk empfunden wird, ist dann schon eine Frage von glücklichem Zufall und – vielleicht! – von gesunder und anregungsreicher Lebensführung. Das so genannte »vierte Lebensalter« mit seinen vertrauten Begleiterscheinungen liegt vor denen, die es betreten wie ein dunkler, nur wenig erforschter Kontinent. Und wer die

Symptome des Leidens erst einmal an sich entdeckt, für den gibt es kein Entrinnen. Es beginnt mit Zerstretheit und Vergesslichkeit, setzt sich fort in Unruhe und drückenden Angstzuständen und mündet in den allmählichen Verlust von Denken und Sprache, von Erinnerung und Identität, schließlich von jeglicher Persönlichkeit und Würde.

Noch so eine kalte Zahl aus der Bevölkerungsstatistik: Von denen, die heute das 93. Lebensjahr vollenden, leidet die Hälfte an Altersdemenz und Alzheimer. Die Krankheit ist ein Mysterium. Sie befällt vornehmlich alte Menschen, und je mehr von ihnen es gibt, desto weiter greift sie um sich. 1,4 Millionen Demenzzranke leben in Deutschland. Wenn sich die Entwicklung in erwartbarer Linie fortsetzt, wenn nicht ein Wundermittel gegen das Leiden entdeckt wird, dann wird sich ihre Zahl noch zu Lebzeiten derer, die heute nach einer Lösung suchen, verdoppelt haben. Und obwohl die medizinische und pharmazeutische Forschung auf Hochtouren arbeitet, scheint sich die Krankheit mit jedem Schritt der Annäherung ein Stückchen weiter zu entziehen – es gibt Wissenschaftler, die behaupten, Alzheimer sei gar keine Krankheit. Nicht im Sinn der Schulmedizin jedenfalls. Und nicht im Sinn der kassenärztlichen Abrechnungstabellen.

Das ist eine gewagte Perspektive. Hatte nicht der Arzt Alois Alzheimer im Jahr 1906 am Gehirn seiner gerade gestorbenen Patientin Auguste Deters all die sichtbaren Spuren einer Krankheit nachgewiesen? Waren nicht die Ablagerungen und Verklumpungen unter dem Mikroskop genau zu erkennen? Und trotzdem waren sich die Experten, die das Bürgerforum jetzt eingeladen hatte, um gemeinsam der Ohnmacht zu begegnen, einig, dass da in der Forschung grundsätzlich falsche Wege eingeschlagen worden seien: die Suche nach isolierten Ursachen, nach Symptomen, die sich in medizinische Kategoriensysteme fügen. Zu

eindimensional, kritisierten sie, zu sehr dem traditionellen Denken verhaftet. Das Alter sei, so sagte es einer von ihnen, wörtlich, »in erster Linie ein Herumstolpern in einer kulturell verwüsteten Landschaft, in der nämlich das Alter zunächst mal dadurch gekennzeichnet ist, dass es nichts mehr wert ist«.

Damit wären der Forschung ein paar zusätzliche Dimensionen eröffnet. Eine kulturelle etwa: Wie gehen wir allesamt mit dem Alter um? Mit dem eigenen und mit dem in der Umgebung? Eine soziale Dimension, eine ökonomische, vielleicht gar eine, die der Ironie des Daseins Rechnung trägt: Leichtfertiger Gebrauch von Medikamenten nämlich, also der Wunsch, stets

reibungslos zu funktionieren, steht im Verdacht, im Laufe vieler Jahre genau das Gegenteil zu befördern, das totale Nicht-mehr-Funktionieren. Alzheimer wäre dann das Leiden, das bleibt, wenn andere, akute Leiden zurückgedrängt werden.

Ob eine Gesellschaft krank werden kann? Natürlich kann sie es! Die Diagnosen lauten etwa Fremdenfeindlichkeit oder soziale Kälte, Geschichtsvergessenheit, Entfremdung oder jene Form der kollektiven Gedankenlosigkeit, die Sinn und Befriedigung nur in fortwährendem Konsum erlebt. Könnte sein, dass auch Alzheimer solch eine Krankheit ist: eine des Individuums und zugleich eine der ganzen Gesellschaft.



Martin Tschechne

ist Journalist und lebt in Hamburg. 2012 erhielt er den Preis für Wissenschaftspublizistik der Deutschen Gesellschaft für Psychologie DGP.

Hanjo Kesting

Glanz und Elend eines Heldenlebens

Zum 150. Geburtstag von Richard Strauss

Eine von ihm selbst 1899 uraufgeführte sinfonische Dichtung, in der er ein klangliches Bild der eigenen Künstlerexistenz entwarf, nannte Richard Strauss *Ein Heldenleben*. Der Komponist war damals 35 Jahre alt und hatte bereits den Gipfel einer Weltkarriere erklommen. Besser, er hatte diesen Gipfel erstürmt, denn stürmische Energie in Verbindung mit orchestraler Virtuosität war von Anfang an das wichtigste Merkmal seines brillant nach außen gewandten Genies. Seine kolossale Signatur steht gleich am Anfang der 1896 uraufgeführten Tondichtung *Also sprach Zarathustra* im musikalischen Bild des Sonnenaufgangs, das Stanley Kubrick 70 Jahre später für seine

Space Odyssey verwendete – triumphal klingt es bis in unsere Tage weiter. Strauss' schöpferischer Überschwang brachte im Jahr darauf die sinfonische Dichtung *Till Eulenspiegels lustige Streiche* hervor, ein weiteres Jahr später folgte *Don Quixote*. Gleichzeitig wurde Strauss für zehn Jahre zum königlichen Kapellmeister an der Berliner Hofoper ernannt. Nach solchen Triumpfen konnte er durchaus daran denken, die eigene Laufbahn unter dem Titel »Ein Heldenleben« in Musik zu setzen und mit Zitaten aus früheren sinfonischen Dichtungen zu unmissverständlicher Kennlichkeit zu bringen. Zwar trägt der letzte Abschnitt des Werkes die Überschrift »Des